

Morsche Kreuze

Wenn man von Beleck des Weges durch den Wald nach Hirschberg geht, so kommt man an dem alten Pflanzgarten vorüber, in dem der Förster aus der Besamung der Laub- und Nadelhölzer neue Pflanzen zur Aufforstung der Kahlschläge zog. Dort steht ein Kreuz aus Eichenholz, ein einfaches schlichtes Kreuz, und ich erinnere mich nicht, jemals darauf eine Inschrift gelesen zu haben. Die einen sagen, dort sei früher einmal ein Wanderer vom Blitz erschlagen, die andern, es wäre der Ort, wo jemand nach langer Irrung im finstern Winterwalde den rechten Weg wiedergefunden habe. Doch dem mag sein, wie es will, das Kreuz stand schon dort, wenn ich als Junge des Weges nach Suttrop ging oder später als Jäger den Wald durchstreifte, und es wird auch wohl heute noch da stehen, wenn es inzwischen nicht vollständig verwittert ist.

Doch ehe dieses Kreuz errichtet wurde, stand da schon ein anderes, und das stand dort solange, bis es, vollständig verwittert, vom Sturm umgeworfen wurde.

Da zog eines Tages ein Mann in den Wald, um eine Fuhre Scheitholz zu holen. Auf dem Heimwege kam er an dem gestürzten Kreuze vorüber. Er hielt die Pferde an und sagte zu seinem Sohne: „Es wäre schade darum, wenn das Holz des Kreuzes im Walde vermoderte. Lade es auf den Wagen, damit wir es zu Haus zersägen und den Ofen damit heizen.“ Und so geschah es.

In der Nacht aber hörte die Frau des Bauern ein gewaltiges Poltern im Hause. Es begann auf dem Speicher, kam die Stiege hinab und ging in den Keller. Vom Keller stieg es dann wieder über die Stiege zum Speicher und so ging es fort, bis das Horn des Nachtwächters verkündete, daß die Geisterstunde vorüber sei. Die Frau zog sich die Decke über die Ohren und der Bauer die Zippelmütze. Doch ob sie wollten oder nicht, das Poltern blieb deutlich vernehmbar.

So ging es nun in jeder Nacht, und es wurde so unheimlich, daß es auf die Dauer nicht mehr zu ertragen war. Propst und Sakristan kamen, dem Hause neue Weihe zu geben. Sie gingen mit

dem geweihten Wasser durch alle Räume, aber in der Nacht wurde das Gepolter noch ärger.

Da rief die Frau am andern Morgen heimlich ihren Sohn zur Seite und sagte zu ihm: „In Nuttlar wohnt eine alte Frau, die soll wissen, wie man solch unheimliches Getue wieder aus dem Hause bringt. Gehe hin und bitte sie um ihren Rat.“

Am nächsten Morgen machte sich der Sohn auf den Weg nach Nuttlar. Unterwegs sprach er öfter die Worte: „Alles, was unrecht in unserm Hause ist, soll vor mir her nach Nuttlar gehen!“ Und jedesmal, wenn er auf dem langen Wege nach Nuttlar einige Minuten rastete, sagte er dasselbe.

Es war ein wunderschöner Tag. Die Vögel des Waldes jubilierten, die Maiblumen dufteten, und das Wasser der Lörmecke sprang lustig unter Büschen und Bäumen dahin. Der Junge fand jedoch die rechte Freude nicht. Er dachte an den Spuk im Elternhause, und dann flehte er wieder aus tiefstem Herzensgrunde: „Alles, was unrecht ist, soll vor mir her nach Nuttlar gehen!“

Gegen 11 Uhr morgens stieg er von der Höhe des Arnsberger Waldes zur Ruhr hinab. Nach einigen Fragen hatte er auch das Häuschen gefunden, in dem die alte Frau wohnte. Sie sah vor der Thür ihres Hauses und strickte an einem weißwollenen Strumpfe. Als sie den Jungen sah, setzte sie die Brille ab und blickte ihn mit ihren schwarzen Augen groß und fragend an.

Da fiel dem Jungen das Herz in die Schuhe, und er konnte das rechte Wort nicht finden. Dann aber nahm er sich zusammen und fragte: „Mutter, ist vor mir niemand bei Euch gewesen, um sich Rat zu holen?“

Die Alte verneinte das, und der Junge hatte doch so fest daran geglaubt, daß der, dem ein Unrecht geschehen sei, vor ihm her nach Nuttlar kommen würde, um es der alten Frau zu klagen. Doch abermals fragte er: „Mutter, ist nichts vor mir gewesen? Von Belege sollte es kommen!“

Da legte die Alte den Strumpf in den Schoß, sah den Jungen mit gütigen Augen an und sagte: „Ja, es ist etwas vor dir gewesen. Bringt nur das Kreuz wieder an seinen Ort, so werdet ihr in eurem Hause Ruhe finden!“

Das Kreuz aber war zerfägt und verbrannt und konnte nicht mehr zurückgebracht werden. Aber ein neues schweres Kreuz aus Eichenholz kam dorthin, wo das alte gestanden hatte, und seit der Zeit hörte das nächtliche Gepolter auf.

F r a n z K e s t i n g.

Der Tod im Walde

Über drei Jahre wütete bereits der Krieg. Viel kostbares Blut, deutsches Heldenblut, hatte die fremde Erde schon getrunken. Auch Belege trauerte um so manchen, der ausgezogen war und seine Heimat nimmer wiedersehen sollte.

Der alte Clemens Molitor, ein Mann von 78 Jahren, hatte vieles gesehen und vieles erlebt, doch solchen Jammer sah er nie. Aber der Alte stand fest im Braus der Zeiten, und weil es überall an Männerhäuten fehlte, griff er trotz seines Alters noch täglich wacker mit zu. Ein Leben ohne Arbeit war nach seiner Ansicht nicht wert, gelebt zu werden.

Und so zog er am 1. Februar des Jahres 1918 in den Wald, um dort eine Fuhre Holz, die im Warsteiner Revier bei den drei Kronenzeichen am Büsterberg lag, zum Abholen zu schichten. Des Tages Zehrung: einige Butterbröte und eine Flasche mit Himbeerlimonade, trug er mit sich, dazu die Art.

Sein Weg führt ihn durch den heimatlichen Ort, den Zeugen seiner Jugend und seines Glückes, seiner Mannesjahre und seines rastlosen Strebens, seines Alters im stillen Hafen häuslicher Geborgenheit. Es ist ihm so eigen heute, so weh ums alte, gute Herz. Er hätte umkehren mögen, aber was würden die daheim denken, wenn er ihnen seiner Seele düsteres Ahnen offenbaren würde?

So schreitet er denn schweigend seinem fernen Ziele zu: den drei Kronenzeichen am Büsterberg. Da, wo der Hamekebach in die Wester mündet, verläßt er die Straße. Der Wald nimmt ihn auf, die Weimutskiefern grüßen ihn mit klagendem Gesäusel, die Eichen, durch welche der Weg dann emporsteigt, stehen düster und schweigend wie verschlafene Riesen, Hanscheids Kreuz streckt ihm an der Stelle, an der ehemals ein vorzeitig stürzender Baum den Holzfäller erschlug, seine Arme warnend entgehend.

Am Antenberg senkt sich der Pfad zum Romedetal. Dumpf murrend schleicht das Wässerlein, das zur Frühlings- und Sommerzeit so lustige Weisen zu singen weiß, zwischen vereisten Ufern da-

hin. Matt und ohne Leben liegt die Bergheide, durch welche der Pfad mählich wieder emporsteigt.

Hier rastet der Alte für kurze Zeit. Hell und klar ist der Februar-tag. Ohne Hemmung schweift der Blick über das schöne Land. Da liegt Warstein. Das alte Kirchlein, dessen Glocken schon zur Schwedenzeit manch wimmernden Notruf entsandten, blickt schweigend ins Thal, wo nun die Schloten qualmen. Daneben zeigt die Heilanstalt ihre stolzen Gebäude, unter deren Dächern schon so manches Hoffen und Sehnen für immer begraben wurde. Suttrops Ackerbreiten und Häuser liegen dahinter, und in blauer Ferne lugt neugierig die alte Bergfeste Kallenhardt ins Land. Und hinter den Wäldern liegt Beledé, die geliebte Heimat. Der Alte gedenkt ihrer mit dankbarem Herzen, gedenkt auch mit einer gewissen Sorge des Sohnes, der am Morgen schon in der Frühe aufbrach, um vom Welschenbecker Sägewerk eine Fuhre Holz nach Soest zu befördern. Dann reißt er sich aus Sinnen und Grübeln und setzt seinen Weg fort.

Am Ort und Stelle beginnt er mit der Arbeit. Die blanke Art blüht im Glanze der Wintersonne. Schlag auf Schlag trifft das Holz, um das Gute vom Minderwertigen zu scheiden. Und ehe sich des Abends Dämmern auf das walddreiche Bergland senkt, ist das Werk getan.

1¼ Stunde hat der Alte schon zuvor unter die Füße genommen, jetzt ist er müde von der Arbeit, und nochmals muß der weite Weg zurückgelegt werden. Müder wird sein Schritt mit jeder Viertelstunde, doch schon ist der Antenberg wieder erreicht.

Da setzt plötzlich, wie vom Tore der Hölle ausgespien, ein dichter Nebel ein. Bang ducken sich die entlaubten Büsche, die Kronen der Bäume werden vom Nebel verschlungen, Wege und Stege vom wallenden Schwaden verwischt, selbst das Kreuz ist nicht mehr zu sehen, und schon beginnt die Nacht.

Der Alte folgt, den Blick zur Erde gerichtet, einem der vielen Hameckewege. Wohin mag er führen? Zum gemüthlichen Heim, zur wohligh gewärmten Stube, oder weiter in den Wald, in endlose Nacht, ins Verderben?

Da, huschte nicht der rote Rock des verwunschenen Weibes, das für frevelnde Meintat nun nächtlich an den Grenzen der Gemarungen umherirren muß und dem verspäteten Wanderer auf den

Rücken springt, durchs Gebüsch? Dem Alten graust's. Er bekreuzigt sich, betet ein Vaterunser und irrt weiter.

Wohin, wohin? Immer tiefer in den Wald hinein, dem Verderben entgegen. Warnend streckt ihm der Wegweiser seine Arme entgegen, von denen der eine nach Hirschberg, der andere nach Beleda zeigt. doch das verruchte Weib wirft soviel Nebel darüber, daß der Wegweiser nicht mehr zu sehen ist. Mit jedem seiner Schritte lockt es ihn tiefer in den nebelseuchten, unheimlichen Wald zum Buterberge, an dem sich vier Waldgemarkungen die Hand reichen.

Die Kraft des alten Mannes ist zu Ende. Seine Knie zittern, kalter Schweiß perlt auf seiner blassen Stirn. Noch einmal führt er, nach Labe lechzend, die Flasche zum Munde. Sie ist leer und entfällt der kraftlosen Hand.

Weiter irrt der Müde mit schlotternden Knien. Sein heiserer Hilferuf gelst durch die Nacht. Höhnend antwortet der Kauz, höhnend sichert das ruchlose Weib.

Da reckt sich vor dem Irrenden der Tannenforst auf. Auf grauen Rössen prettschen triefende Reiter über die Gipfel. Wohin sich der Unglückliche auch wendet, versperrern ihm tropfende Fichten den Weg. Da kriecht er, zu Tode erschöpft, unter das krause Gezweig. „Mein Gott, mein Gott, hilf mir!“ fleht er noch einmal mit bebenden Lippen. Sein Leben zieht an ihm vorüber: die Jahre, in denen seine Kraft nie versiegte, frohe Feste und dunkle Stunden; die Jahre, in denen Elternhand ihn gelenkt und geleitet, die Worte der frommen Mutter und das Gebet, mit dem sie ihn allabendlich zur Ruhe legte:

„Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe meine Augenlein zu,
Vater, laß die Augen dein
Ueber meinem Bette sein.“

Zur selben Stunde, als der Alte seinen Leidensweg beginnt, kehrt auch der Sohn von Soest zurück. So dicht umschlingt auch ihn der Nebel mit nasskalten Armen, daß er die auf der Schneidemühle zurückgelassenen Verladungsgeräte kaum wiederzufinden vermag. Müde kehrt er heim und findet den Vater nicht mehr.

Eine qualvollere Nacht durchlebte er wohl nie.

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

„Der alte Clemens Molitor ist aus dem Walde nicht heimgekehrt.“
Wie ein Lauffeuer geht die Kunde von Haus zu Haus. Heißes
Weh durchzuckte alle Herzen, und alle sind zur Hilfe bereit.

Am andern Morgen ziehen sie aus. Bürger alt und jung suchen
den Vermißten. In langen Linien schwärmen sie aus. In alle
Dickungen kriechen sie hinein. Kein Busch, keine Bodensenkung, die
nicht mit Sorgfalt abgesucht wird. So suchen sie zwei Wochen
lang. Schulen und französische Kriegsgefangene helfen dabei. Das
ganze Gebiet der Romecke und den angrenzenden Wald von Be-
lecke streifen sie stets von neuem ab. Vergebens! An der Gere,
etwa 150 Meter von der Stelle, wo der Alte sich zum letzten
Schlase niedergelegt hatte, machen sie jedesmal Kehrt. Sie finden
wohl die Flasche, die der müden Hand entfiel, doch nicht den Toten.

Am 27. Februar veranstaltete man in der Mülheim-Sichtigborer
Mark eine Treibjagd auf Sauen. Kein Stück Keiler kam bisher
zur Strecke, obschon ein Keiler die Kugel erhielt. Auch das letzte
Treiben bringt nicht das erwünschte Waidmannsheil. Dort schläft
der alte Molitor und niemand findet ihn.

Der Treiber Kentwig von Sichtigbor vermutet in diesem Treiben
das krankgeschossene Stück Schwarzwild. Noch einmal durchsucht
er mit seinem Hunde die Dickung. Da gibt sein Hund Standlaut.
Der Treiber erwartet vor dem Hunde das gesuchte Wild und fin-
det den Toten.

Am Abend kehrt der Sohn von einer Lohnfuhrwerkfahrt durchs
Wöhnetal nach Hause zurück. Da trifft er den Treiber Kentwig,
und der erzählt ihm, ohne ihn zu kennen, daß er im Walde unver-
mutet den toten Clemens Molitor aus Belecke gefunden habe.

Am Wege, der hart an der Fundstelle vorüberführt, mahnt heute
ein hohes Kreuz aus Eichenholz mit schlichten, ergreifenden
Worten:

„Komm, o Mensch, und tu dies Lesen!
Was du bist, bin ich gewesen,
Was ich bin, wirst du einst werden:
Staub und Asche dieser Erden.“

Franz Resting.

Kunstgeschichtliches

von W. Hagemann, Hauptlehrer i. R.

Einleitung zu den Kunst-Betrachtungen

Es kann nicht Sinn und Aufgabe der nachfolgenden Abhandlungen sein, besonders jener, die sich mit Kunst im engeren Sinne befassen, die Dinge der Reihe nach an sich zu betrachten und bloß ihre Formgebung und Formengesetze zu besprechen. Wollen wir die Objekte recht verstehen, so müssen wir uns zurückversetzen in das geistige und seelische Leben jener Zeit, in der sie geschaffen wurden. Dies gilt besonders für solche Perioden, die unserm heutigen Denken und Fühlen mehr oder weniger fern liegen. Gehen wir diesen Weg nicht, so kommen wir zu einem Mißverstehen der Formen, die doch nichts anderes sind als der Ausdruck geistig-seelischen Empfindens. Auch die größten Meister schufen unter dem Einfluß ihrer Zeit.

Die Pfarrkirche

Die frühere Kirche war nach der Ueberlieferung eine Kreuzkirche, die Betonung als Kreuzkirche legt den Schluß nahe, daß es sich um den Grundriß des griechischen Kreuzes gehandelt hat, ein Kreuz mit vier gleichen Armen, oder doch mit Armen, die der Mitte des Langhauses seitwärts angegliedert waren. In ost-römischen Landen war diese Form sehr verbreitet.

Das Kirchenmodell, welches die Rechte Annos auf der linken Hochaltarseite zeigt, läßt den Belecker Kirchturm mit seiner Barockhaube und eine gotische Kreuzkirche mit kurzen Seitarmen erkennen. Das zweite Turmfenster der Südseite hat wohl nur malerischen Sinn. Zwar stand dieser Altar früher in Grasschaft, aber es lag wohl nahe, nach Erbauung der neuen Kirche der Belecker Nachwelt das Bild ihres alten Gotteshauses zu erhalten, indem man Anno, nachdem er mit dem Hochaltar nach hier übergesiedelt war, nunmehr dieses Modell auf den Arm stellte.

Die jetzige Kirche wurde 1748/49 unter Propst Bernhard Leifferen, gebürtig aus Westernkotten, erbaut.

Die alte Kirche wurde 1748 abgerissen, sie soll haufällig gewesen sein; es mag aber auch die damals sehr rege Bautätigkeit der Benediktiner, die sich besonders in Südbayern und Tirol entfaltete, mit gesprochen haben, das dem Kloster Grasschaft inkorporierte Kirchlein durch ein neues Gotteshaus zu ersetzen.

Die Benediktiner hatten sich dazu den Baumeister Hermann Dietrich Köper aus Tyrol kommen lassen, der den Bau leitete. Dadurch kam die Familie Köper nach hier. Die Bauzeit liegt schon weit im Rokoko, dessen Kunstausdruck sich in äußerst lebhaften, oft ungebundenen, bewegten Formen gibt, oft asymmetrisch. Wir könnten vergleichsweise Renaissance als Freude, Barock als Pathos und Rokoko als überschwengliche Lust, ja Rausch bezeichnen. Unsere Kirche zeigt sich noch frei von jedem Zug des Rokoko, sowohl im Aufbau als im architektonischen Dekor, sie legt sich mit ihren Fensterbogen



Portal der Pfarrkirche

W. Hoya

und dem schmucken barocken Dachreiter ohne Miffton an den Turm. Ihre Sprache ist die des Barock: Kraft, Betonung des einzelnen und doch fester Zusammenschluß im ganzen, Bewegung, Daseinsfreude. Straffe Geschlossenheit zeigt ihr Aeußeres. Das erhaben sich gehende Bauwerk ruht auf gutbetontem Sockel und steigt in Klarheit hinauf zur Traufkante des behäbigen Daches, wo es von einem wuchtigen Kranzsimis abgeschlossen wird. Kräftige Sandsteinpilaster mit prächtig profilierten Verkröpfungen durchstählen das Gewände und kontrastieren mit den rundbogigen sandsteinbefriesteten Fenstern in rhythmischem Wechsel, der am Chorraum zum Drei-Sechstel-Schluß umwendet.

Wir nähern uns dem Eingang. Ein würdiges Portal bewillkommt uns, St. Anno, der Kloster- und Kirchenstifter mit dem Graffschafter Wappen. Dieses ist vierfeldrig und zeigt diagonal paarig je zwei Balken und je ein Hirschgeweih, in diesem ein Kreuz aus kleinen Ranken; es ist uralt und vom Geschlecht derer von Dassel und Graffschaft auf das Kloster übernommen. Neben der Annomaste sehen wir Abtsstab mit Rose und Palme. Das Wappen ist von einem herrlich stylisierten Akanthusblatt in kraftvoller Plastik umwunden. Das Wappen ruht auf einem Gebälk zwischen zwei schräg gestellten Simsstücken. In der Mitte des Gebälks zeigt sich ein ovales konverges Schild, ebenfalls von Akanthus umrandet, mit der Inschrift:

Divo Pancratio Alexandro Annoni
aliisque Patronis Praepositalis
haec Ecclesia est exstructa
Sub Praeposito Curato
Bernardo Leifferen.

(Dem heiligen Pankratius, Alexander, Anno und anderen Patronen ist diese Propsteikirche erbaut worden unter dem Pfarrpropst Bernard Leifferen.)

Das Tor ist in Rundbogen gehalten und durch Rundstäbe, Kehlen und Kantleisten profiliert; es wird flankiert von zwei kräftigen Pilastern mit römisch-griechischen Kapitälern (siehe unter Hochaltar). Die Pilaster tragen das bereits erwähnte Gebälk. Auch die Zwickel zeigen Blattornament. Alles atmet Kraft und Freude. Das Gesamte ist in Rütthener Sandstein gehalten und zeigt nicht die geringste Verwitterung, es kündigt dadurch, wohl vom Künstler geahnt, unverfälschte Kraft. An dem Tor lesen wir Bauzeit und Namen des Erbauers:

Bernhard Leifferen 1749.